

HIMMEL & ELBE

Hamburger  Abendblatt

Eine Beilage des Hamburger Abendblatts, der Evangelisch-Lutherischen Kirche,
der Katholischen Kirche und der Caritas in Hamburg

12. Dezember 2017



Wünsche

EDITORIAL



Liebe Leserinnen, liebe Leser,

kann man wunschlos glücklich sein? Ich glaube, das ist nicht dauerhaft möglich – und auch nicht erstrebenswert. Denn wovon soll man noch träumen, welche Ziele gibt es, wenn man sich überhaupt nichts mehr wünscht? Deswegen stimmt es nicht ganz, wenn Menschen sagen: „Wir wünschen uns nichts, wir haben doch alles.“ Denn wir alle wünschen uns mehr Zeit füreinander, wir wünschen uns Geborgenheit, Gesundheit und Harmonie im Alltag.

Wünsche gibt es immer im Leben, doch besonders gut passen sie in die Weihnachtszeit. Da werden aus den immateriellen Wünschen, die ich vorher genannt habe, oft auch materielle. Gerade Kinder sind in diesen Tagen unersättlich, sie wünschen einfach drauflos. Ihre Wünsche sind direkt, manchmal riesengroß, aber oft auch ganz klein und wunderbar. Und das ist auch gut so, schreibt Pastor Matthias Lemme in seinem Essay zu unserem Schwerpunkt.

Lemme findet es genauso wie die Psychologin Susanne Zemke in unserem Experteninterview wichtig, dass man seine Wünsche auch gegenüber Gott äußert. Also ins Zwiegespräch mit ihm eintritt und alle Träume und Gedanken nennt, die einem gerade so in den Sinn kommen. Gott ist zwar kein reiner Wunscheerfüller, aber der Glaube an ihn und seine Wunder gibt Menschen zumindest Hoffnung und Zuversicht.

Auch mit dem Weihnachtsfest ist viel Hoffnung verbunden, und die Zeit davor, der Advent, ist voller Licht und Besinnlichkeit. Warum wir den Advent feiern und welche Symbolik er bis heute hat, erklärt Iris Macke vom Verein Andere Zeiten. Für die Leser, die es gern noch etwas konkreter und ihren Lieben etwas Besonderes zu Weihnachten schenken möchten, haben wir ein paar Tipps auf der letzten Seite.

Ein wunderbares Weihnachten voller erfüllter Wünsche und einen guten Rutsch ins neue Jahr wünscht Ihnen

Ihre Sabine Tesche

IMPRESSUM

„Himmel & Elbe“ ist eine Beilage des Hamburger Abendblatts, der Evangelisch-Lutherischen Kirche, der Katholischen Kirche und der Caritas in Hamburg

Redaktion

Verantwortlich: Sabine Tesche
 Mitarbeit: Ann-Britt Petersen, Oliver Spies
 Theologischer Beirat: Pröpstin Ulrike Murmann
 Gestaltung: Andreas Weigand
 Schlussredaktion: Lektornet
 Titelfoto: Getty Images
 Redaktion: 040/55 44-71156; E-Mail: sabine.tesche@abendblatt.de
www.abendblatt.de/kirchen
 Nächste Ausgabe: 6. Februar 2018

INHALT



SCHWERPUNKT

zum Thema Wünsche mit einem Essay über die Nähe von Alltagshoffnungen und Gebeten, einer Reportage über letzte Wünsche im Hospiz und Einblicken in gepackte Koffer, die Hamburger mit ins Jenseits nehmen würden

SEITE 4, 5-6

INTERVIEW

mit der Psychologin Susanne Zemke, Leiterin der Beratungsstelle für Ehe-, Familien und Lebensfragen des Erzbistums, zur Bedeutung von Sehnsüchten und Träumen

SEITE 5

QUERBEET

durch die Kirchenlandschaft mit Empfehlungen für ein Konzert und adventliche Andachten, ein neues Familienprogramm und eine psychologische Zeitschrift. In ihrer Kolumne blickt Pröpstin Astrid Kleist auf Einsamkeit und Versöhnung zu Weihnachten

SEITE 8

GLAUBENS-ABC

mit der Serie „Schlüsselbegriffe des christlichen Glaubens“. Iris Macke erläutert den Advent

SEITE 9

TERMINE & ADRESSEN

im Dezember, Januar und Februar. Außerdem: der besondere Tipp für eine ungewöhnliche Aufführung der Weihnachtsgeschichte

SEITE 10-11

FAMILIENZEIT

mit besonderen Geschenketipps von bekannten Hamburgern für Verwandte und Freunde

SEITE 12

Lieber kümmern statt wegschauen

Obdachlose, Unternehmer und sozial Schwache – **Falko Droßmann** muss als Bezirksamtschef Mitte an vielen Fronten kämpfen. Halt und Rückzug findet der Christ seit Jahren im Glauben und in der Kirchengemeinde



Seit 2017 ist Falko Droßmann Mitglied der Hauptkirche St. Jacobi. Mehrmals in der Woche kommt er hierher zum Durchatmen und Beten

Roland Magunia

SABINE TESCHE

Drei- bis viermal die Woche ist Falko Droßmann hier, sitzt still betend auf der Bank gleich an der zweiten Säule hinten links. Meistens verweilt der Chef des Bezirksamts Mitte nur für ein paar Minuten in der Hauptkirche St. Jacobi, zwischen den Terminen im Rathaus und seiner Arbeit im Büro. „Diese ruhigen Momente sind mir wichtig. Ich brauche die Kirche als Rückzugsort“, sagt der 44-Jährige. Es sind Minuten der Besinnung in seiner anstrengenden Woche. Letztes Jahr hatte er vier Tage Urlaub, sagt er – ohne sich jedoch zu beklagen. Nur klingt das nicht nach jemandem, der sehr auf sich und seinen Freizeitausgleich achtet. Doch Falko Droßmann will alles verstehen, und als Verwaltungschef des Bezirks mit 19 Stadtteilen hat er ein riesiges Themenfeld zu beackern. Zudem muss er viele verschiedene Gruppierungen mit ihren unterschiedlichen Interessen – die sozial Schwachen in den Stadtteilen wie Horn und Billstedt, die Unternehmer im Industriegebiet Billbrook und die Kaufmannschaft in der Innenstadt – unter einen Hut bringen. „Als Bezirksamtschef kann ich es niemandem recht machen.“

Doch er liebt die Herausforderung – auch wenn es zu Konflikten kommt, wie zum Beispiel beim Umgang mit Obdachlosen vor Geschäften und unter Brücken. Ihm liegt dieses Thema besonders am Herzen, Droßmann will nicht wegschauen, sondern lösen. „Und manchmal habe ich bei dem Thema auch echt ethische

Konflikte mit mir auszutragen. Aber ich frage mich auch: Wie viele Obdachlose verträgt Hamburg?“ Falko Droßmann ist kein Sheriff, sondern er sieht sich eher als ein Kümmerner. Er mag entscheiden, mitbestimmen und verändern – das ist sein Lebensmotto.

Und er spricht gern über sich und was er tut – das ist so gar nicht hanseatisch. Es mag daran liegen, dass er kein Hanseat ist, sondern in einer Kleinstadt bei Köln aufwuchs. Der Vater ist Busfahrer, die Mutter Putzfrau. „Ich hatte eine tolle Kindheit trotz aller wirtschaftlichen Mängel, die wir zu Hause hatten.“ Die Familie ist protestantisch, er wird, wie auf dem Land üblich, getauft und konfirmiert. „Aber die Nähe zur Kirche habe ich mir selber gesucht.“ Während Schulkameraden reiten, segeln und Urlaub machen, sucht er die Abenteuer bei den katholischen Pfadfindern, spielt mehr als zehn Jahre Flöte in der evangelischen Ortskirche, besucht dadurch viele Gottesdienste und findet in der Glaubensgemeinschaft Halt und Geborgenheit. Er überlegt sogar, Theologie zu studieren. „Pastor war mein erster Berufswunsch.“

Stattdessen erfüllt er zunächst die Erwartungen seiner Eltern, geht nach der mittleren Reife vom Gymnasium ab und wird Polizist im mittleren Dienst. „Außer einer Cousine hat keiner in meiner Familie Abitur, es gab damals auch kein Verständnis dafür, wozu man es braucht.“ Doch der junge Mann hasst es bald, als „Dorfpolizist nur funktionieren zu müssen und nichts entscheiden zu dürfen“. Nach zweieinhalb Jahren Polizeiausbildung entschließt Droßmann sich, sein

Abitur nachzuholen – weit weg von seiner Familie und auf sich allein gestellt. Er zieht nach Südhessen, geht auf ein berufliches Gymnasium und verdient sich seinen Unterhalt als Kellner. „Schüler-BAföG gab es noch nicht, und ich musste zudem rund 15.000 Mark für meine Ausbildung zurückzahlen. Der Gerichtsvollzieher stand oft vor der Tür“, sagt er.

Schon damals hat er einen Mann als Lebenspartner – in seiner Familie war dies bis vor Kurzem ein Tabuthema. Genauso anfangs bei der Bundeswehr, zu der er nach dem Abitur eingezogen wird. Gegen seinen Willen, er will verweigern, „doch als der Ausschuss erfuhr, dass ich Dorfschützenkönig war, hatte ich keine Chance“, sagt er lachend. Zum Glück für ihn, denn die Bundeswehr wird für die nächsten 20 Jahre sein Arbeitgeber. Er wird Offizier, studiert an der Bundeswehruniversität in Hamburg Geschichte und hat dort zuletzt als Leiter eines Studentenfachbereichs mehr als 1000 Soldaten unter sich.

Gleichzeitig engagiert Falko Droßmann sich in einem Spielhaus und in der Timotheusgemeinde in Horn, wo er lange wohnt, kämpft später als Kirchenvorstand um den Erhalt der diakonisch orientierten Gemeinde. „Ich bin gern Teil einer Kirche, weil ich da nicht funktionie-

ren muss, sondern einfach sein kann, wie ich bin.“ Als 2001 im Hamburger Rathaus eine Koalition aus CDU, FDP und der Schill-Partei die Regierung übernimmt, tritt Droßmann in die SPD ein. „Ich wollte nicht nur pöbeln, sondern mich politisch engagieren. Ich empfand diese Stadtregierung als eine Katastrophe für die Armen in der Stadt.“

Eloquent und dynamisch, wie er ist, macht er schnell eine Politikkarriere im Osten und der Mitte der Stadt, bis er Anfang 2016 zum Bezirksamtsleiter als Nachfolger von Andy Grote (SPD), derzeit Innensenator, gewählt wird. Als Soldat ist Droßmann beurlaubt. „Ich kann jederzeit zurück, das finde ich sehr beruhigend, und ich fühle mich dadurch auch unabhängiger.“ Unabhängiger, um unbequeme Entscheidungen zu treffen, er will das Amt intern neu strukturieren, Institutionen und Ressourcen in Stadtteilen bündeln – eben entscheiden und verändern.

Für ein Privatleben bleibt da wenig Zeit. „Mein Mann und ich müssen uns verabreden, damit wir uns sehen.“ Dabei ist er frisch verheiratet, am 1. Oktober ließ das Paar sich in St. Jacobi trauen. Hier ist Droßmann seit diesem Jahr Mitglied. „Die Kirche ist einfach näher an meinem Arbeitsplatz und der Wohnung in St. Georg. Und ich mag ihr Engagement für Obdachlose.“ Als er nach dem Gespräch aus der Kirche tritt, liegt direkt neben dem Eingang ein Wohnungsloser. Er hat dünne Schuhe an und schläft unter einem Pappkarton. Falko Droßmann ist sichtlich erschüttert. Wegschauen, das kann er einfach nicht.

Ich brauche die Kirche als Rückzugsort

Falko Droßmann

Einfach mal loswünschen

Man kann Gott in seine Wünschewelt gern mit einspannen und ihm alles nennen, was einen bewegt. Am besten geht das in **Form eines Gebets**, meint *Pastor Matthias Lemme*

Eine Trompete möchte ich, aus der keine Töne rauskommen, sondern Kaugummis!“ Das wünscht sich Johnny, sieben Jahre alt, ein Kind, das ich gut kenne. Dieser Wunsch ist einer von Hunderten. Er steht irgendwo auf dem oberen Teil seines Wunschzettels, den er im Oktober begonnen hat. Beinahe täglich wird er weitergeschrieben. Viele Wünsche haben mit Lego zu tun. Ein Lego-Lasso. Eine Lego-Tankstelle für U-Boote. Eine Lego-Thermoskanne. Andere Wünsche drehen sich um seine Bande, ein großes Thema gerade. Die Was-die-Bande-alles-braucht-Kategorie ist umfangreich: zum Beispiel Pistolen, Flagge, Unterwasser-Pfeil-und-Bogen, einen Sack. Ich bin begeistert von Johnnys Wünschewelt. Einfach mal draufloswünschen. Nicht so oft fragen, wie das gehen könnte, wer das dann alles vorbeibringt, ob das überhaupt auf einen Schlitten passt. Manche seiner Wünsche sind auch für Erwachsene bewegend. Ein Hustensaft gegen das Streiten. Ein Lagerfeuer, das niemals ausgeht, für den Bettler vorm Einkaufszentrum. Ein ferngesteuerter Rollstuhl für die fußlahme Nachbarskatze.

Johnny hat sich eine Welt erschaffen. Je länger der Wunschzettel wird, desto sichtbarer wird sie. Seine Welt ist voller Möglichkeiten. Sogar Unmögliches hat darin Platz. Seine Freunde bauen mit an dieser Welt. In der Höhle unterm Hochbett wird oft beraten, was auf den Wunschzettel gehört und was nicht. („Eis?“ – „Nee, das geht nicht zu Weihnachten!“) Manchmal kommt der Himmel mit ins Spiel, manchmal ein freundlicher Luftgott, manchmal die Kraft eines Ninja-Legomännchens.

Johnny weiß genau, dass seine Wünsche nicht alle erfüllt werden. „Aber lieber ein paar mehr aufschreiben als zu wenige, oder?“ Manche Wünsche werden auch gestrichen. Nach einer Nacht oder einem Erlebnis in der Schule. Auf seinem Wunschzettel gibt es ein paar Lücken.

Wer sich etwas wünscht, der gibt sich mit der Welt um sich herum nicht zufrieden. Nicht mit seiner kleinen Alltagswelt, nicht mit der großen Welt aller. Und erst recht nicht mit der Welt, die Gott sich ausgedacht hat, die oft einer riesigen Baustelle gleicht und mit der Gott allein gar nicht fertig werden kann. Wer zu wünschen und damit zu hoffen imstande ist, der sagt: Das kann es noch nicht gewesen sein, es muss was passieren, da kommt noch was. Bitte! Ja?

Wenn ich meine Wünsche, die vermeintlich überflüssigen wie die dringend notwendigen, aus meiner Selbstbezogenheit entlasse, werden sie groß und größer. Sie schwingen sich auf und werden zu Gebeten. Ich teile sie einer größeren Kraft mit, die ich Gott nenne. Ich teile sie mit. Ich öffne die kleine Luke aus meiner Alltagswelt in den Himmel. Ich komme aus mir heraus und gehe mit Gott auf Wünschereise. Dann gucken wir uns alles gemeinsam an. Die Welt bei mir um die Ecke. Die Menschen Tausende Kilometer

weit weg. Paradiese und Dreckecken. Wir gehen spazieren. Wir staunen miteinander. Manchmal weinen wir. Wir hadern. Wir schimpfen wie die Rohrspatzen. Wir lachen uns kaputt. Wir schweigen. Wir warten, bis der andere etwas sagt. Wenn ich lange nichts sage und versuche, etwas zu hören, habe ich manchmal Geistesblitze. Wenn ich dann durch die Luke wieder zurückschlüpfe, hat sich die Welt nicht verändert. Aber mein Blick auf sie. Und mein Vertrauen in sie.

Ich bin ein großer Fan des Betens. Des Wünschens und des Betens. Es sind

„Heute habe ich viel zu tun.
Also muss ich heute viel beten
Martin Luther

Blutsgeschwister. Beten ist eine Welt-sprache. Besser als Esperanto. Eine Geheimsprache zwischen Gott und Mensch. Wer betet, hat ein Gefäß, in das alles hineinpasst, was sonst nirgendwo einen Ort, einen Ausdruck oder eine Heimat findet. Auch das Glück hat hier seine Echokammer. Irgendwo muss die Dankbarkeit, die sich hin und wieder wie pure Energie entlädt, ja hin. Gut, wenn sich dann die Himmelsluke öffnet.

Ja, es stimmt. Beten genießt nicht den besten Ruf. Für viele klingt es nach kalter Kirchenbank und alten Keksen und frommen Faltenröcken. Es ist peinlich, darüber zu reden, es ist peinlich, danach zu fragen. Wahrscheinlich, weil es an aufgesagte Kindergebete erinnert. Weil es sich so unerwachsen anfühlt. Ein wenig treudoof. Seltsam fremd aber auch, dass vielen das Beten gerade in unseren Turbotagen so gestrig erscheint. In denen wir auf Teufel komm raus mit allen und jedem gleichzeitig kommunizieren können und beileibe nicht immer eine Antwort bekommen.

Und ja, oft scheinen die dringendsten Gebete schlichtweg zu verpuffen. Aber wissen wir, wie es ohne sie aussehen würde? Wie wir ohne sie dastehen würden? Gott ist kein Zauberer. Er funktioniert nicht wie eine App, die man nur anklicken muss, damit sie tut, wofür sie programmiert wurde. Beten ist ein Spielraum größter Freiheit. Der Fantasie und der unmöglichsten Möglichkeiten. Ich lerne zu denken und auch mal halblang zu machen, ich stelle mich in Beziehung zu anderen. Ich lerne mich kennen. Und vor allem Gott.

Wer betet – wie, wann und wo auch immer –, der hält sich am Leben fest. Der stempelt seine Erfahrungen und Hoffnungen in die Gegenwart. Der begleitet Gott bei seinem Weltabenteuer. Einander die größten Wünsche verraten. Gemeinsam vorwärtsträumen. Und plötzlich ist

das Noch-nicht-Gewordene zum Greifen nah. Räume öffnen sich – das Weltvertrauen kommt wieder in Schwingung.

Martin Luther pflegte zu sagen: „Heute habe ich viel zu tun. Also muss ich heute viel beten.“ Bemerkenswerte Worte. Sie zeigen, dass es nicht Gott ist, der meine Dinge regelt oder meine Arbeit tut. Sie betonen aber, dass es besser laufen wird, wenn ich nicht bei mir bleibe. Wenn ich meine Ängste, meine Gedanken, meine Courage mit Gott teile. Wenn ich so zu mir komme – und dann auch gut durch den Tag.

Johnny füllt seinen Wunschzettel wie ein Weltmeister. Ich stelle mir vor, welche Augen seine Eltern machen, die ihn in diesen Tagen zu lesen bekommen. Und ihnen damit so richtig etwas zutraut.

Ich stelle mir Gott vor, welche Augen der machen würde, an den sich oft nur mickrige Gebete richten. Oder überhaupt kaum noch welche. Wie er aufsteht und zu einer sagt: „Empör dich und stör mich!“ Wie er zu einem anderen sagt: „Ich halt dich, aber dazu brauche ich deine Hand!“ Und zu den smarten Bescheidwissern: „Seid nicht so zynisch. Wünscht euch was. Nehmt mich ins Gebet. Ich werde da sein!“ Ich stelle mir vor, wie dann der Wolkenvorhang fällt. Wie die Luke sich öffnet. Und aus einer goldenen Trompete fallen Kaugummis heraus, direkt in ein paar ausgestreckte Hände hinein.

Der Autor ist Pastor der Christianskirche in Ottensen.



Die Wunschzettel von Kindern sind oft sehr lang, besonders zu Weihnachten

Getty Images/neoblues

Man sollte immer Träume haben

Ein Gespräch mit der
Psychologin Susanne Zemke
über Sehnsucht und Wünsche

SABINE TESCHE
UND OLIVER SPIES

Susanne Zemke leitet die Beratungsstelle für Ehe-, Familien- und Lebensfragen des Erzbistums in Eimsbüttel. Viele Paare und Ratsuchende, die zu ihr kommen, haben Träume und Wünsche – oder hatten sie.

Hamburger Abendblatt: Ist es wichtig, Wünsche zu haben, und müssen sie immer realisierbar sein?

Susanne Zemke: Ich finde es wichtig und schön, Wünsche zu haben. Denn sie bedeuten, dass ich nach etwas Sehnsucht und vor allem Lust zu Entwicklung und Wachstum habe. Und es gehört ja zum Leben, dass sie nicht immer alle wahr werden. Auch in der Weihnachtsgeschichte lassen sich Wünsche vermuten, die nicht alle erfüllt wurden. Maria hätte sich für ihre Geburt sicher lieber ein warmes Bett und eine Hebamme statt eines Stalls gewünscht, trotzdem ist Jesus geboren worden. Auch die Hirten hatten sich vielleicht eine ruhige Nacht gewünscht.

Welche Wünsche für das Leben formulieren Ihre Klienten in der Beratungsstelle?

Die meisten Paare, die kommen, wünschen sich eine bessere Kommunikation, mehr Anerkennung und weniger Streit untereinander. Und manche wünschen sich, dass wir dem Partner mal sagen, wo es langgeht. Wir können nicht alles eins zu eins erfüllen, aber wir können Leute wieder in den Kontakt miteinander bringen und einen Raum schaffen, in dem sie ihren Wünschen auf die Spur kommen können. Und dann später auch schauen können, was davon realisierbar ist.

Was halten Sie für die wichtigsten Wünsche im Leben?

Alle Menschen, die hierherkommen, wünschen sich ein erfüllteres Leben. Und sie möchten eine gelingende Partnerschaft haben, Geborgenheit, Sicherheit im Leben und natürlich Gesundheit.

Kann man wunschlos glücklich sein, und ist es überhaupt erstrebenswert?

Natürlich gibt es temporäre Zustände, wenn man frisch verliebt ist oder das ersehnte Kind bekommen hat, in denen man wunschlos glücklich ist, aber Bedürfnisse zu haben und auch an eine Veränderung in der Zukunft zu denken finde ich ganz wichtig. Bedauerlich finde ich es, wenn man als Mensch das Wunschdenken verliert und resignativ im Alter sagt: Ich habe keine Wünsche mehr. Man sollte immer Träume haben.

Fallen Ihrer Erfahrung nach Menschen, die sich einen großen Lebenswunsch erfüllt haben, zum Beispiel ein Traumhaus, oftmals in ein großes Loch?

Ich erlebe oft, dass Menschen, die ich berate, davor ganz viel versucht und sich schöne Projekte gemeinsam mit dem Partner überlegt ha-



ben – wie einen Hausbau, wenn die Ehe kriselt, oder eine supertolle Reise. Aber manchmal ist das nur ein Ersatz gewesen und erfüllt nicht die tiefe Sehnsucht nach Geborgenheit oder einer glücklichen Partnerschaft. Das waren dann nicht die wahren Wünsche.

Ist es gut, sich nur auf einen Wunsch zu konzentrieren und die Erfüllung mit aller Kraft voranzutreiben?

Nein, das finde ich schwierig. Denn gerade wenn Menschen zum Beispiel auf einen Wunsch fixiert sind, wie unbedingt ein Kind zu bekommen, kann das zu großem Leid führen. Man kann sich etwas wünschen, aber es ist keine Bestellung, und ich habe keinen Anspruch darauf, von Gott, vom Schicksal oder wem auch immer das genauso erfüllt zu bekommen. Es ist auch eine Gnade, wenn davon etwas eintrifft, zum Beispiel wenn ich einen Partner finde oder ein Kind bekomme.

Wie trösten Sie Menschen in Ihrer Beratungsstelle, deren großer Lebenswunsch nicht in Erfüllung gegangen oder gar in die Brüche gegangen ist?

Wichtig ist unsere Haltung: Wir nehmen an, was ist. Die Trauer dieser Menschen muss Raum bekommen und Anerkennung finden. Mitgefühl ist wichtig. Und wenn die Enttäuschung ausgesprochen ist, gibt es bei vielen eine Neuorientierung. Ich suche mit den Leuten Kraftquellen: Wo finden sie Freude und Halt, gibt es Freunde, die unterstützen können, was hat ihnen in der Vergangenheit geholfen, Krisen zu überwinden? Vielleicht können sie dann auch neue Wünsche formulieren.

Viele Menschen sterben mit dem Gefühl, nicht ihr Leben gelebt zu haben, dass viele Wünsche offen geblieben sind – was ist da oft schiefgelaufen?

Es heißt ja: Man bereut am Ende des Lebens nicht, was man getan, sondern eher, was man nicht getan hat. Genau das sollte Leute ermutigen, mehr zu wagen und Vertrauen darin zu haben, dass Dinge gut gehen. Man kann Schritte machen, solange der Körper warm ist. Genau darin besteht Beratungsarbeit: Menschen zu ermutigen und ihnen zu helfen, ihre persönlichen Wünsche zu erfüllen.

Manchmal ist Gott ja auch ein gefragter Wunsch-erfüller. Kann man ihn darum anflehen?

Auf jeden Fall. Zum Wünschen und guten Leben gehört Hoffnung dazu, und die bekomme ich, wenn ich mich auf jemanden verlassen kann. Und wenn ich mich auf Gott verlasse, umso besser. Das heißt aber nicht, dass Gott mir eins zu eins liefert, was ich meine, haben zu müssen, sondern dass er mich begleitet, wenn ich meinen Weg suche.

Die Diplom-Psychologin
Susanne Zemke berät vor allem Paare
und Menschen in Krisensituationen
Michael Rauhe

Noch einmal den Himmel sehen

Was sterbenskranke Menschen für **letzte Wünsche** haben, zeigt ein Besuch im Diakonie-Hospiz Volksdorf



Die schwer kranke Brigitte Soyka fühlt sich im Hospiz gut versorgt. Darüber freut sich Pflegedienstleiter Klaus Spitzke
Andreas Laible

ANN-BRITT PETERSEN

Es war nicht ihr Wunsch, ins Hospiz zu gehen, sie wollte zu Hause sterben. Brigitte Soyka (76) litt schon Jahre an Brustkrebs. Dann hatten sich weitere Tumore im Halsbereich gebildet. Nach der Operation und dem Reha-Aufenthalt wurde die Seniorin zunächst von einem Pflegedienst und der Hausärztin versorgt. Doch in den vergangenen Monaten wurde sie immer schwächer. Als ihr Zustand sich dramatisch verschlechterte, schlug ihr Nachbar und Hausmeister, der öfters nach der allein lebenden Frau sah, ihr vor, in das Diakonie-Hospiz Volksdorf zu gehen. Ein Platz wäre frei, aber sie müsse sich innerhalb eines Tages entscheiden. „Das ging mir eigentlich zu schnell“, sagt sie. Doch weil es ihr so schlecht ging, willigte sie ein.

Jetzt ist Brigitte Soyka bereits mehr als einen Monat im Hospiz, ihr Zustand hat sich verbessert. Sie liegt im Bett, das Sprechen ist durch die Operation am Hals eingeschränkt, aber sie lächelt dennoch. „Die sind alle so nett, und ich fühle mich hier richtig wohl“, sagt Brigitte Soyka. Auch einen Herzenswunsch habe man ihr schon erfüllt. „Zu Hause hatte ich ein Vogelhäuschen auf dem Balkon. Ich habe es geliebt, die Vögel zu füttern. Hier schaute ich anfangs von meinem Bett auf eine leere Terrasse. Aber eines Morgens stand dort plötzlich ein Vogelhaus, die Schwestern haben es vor die Terrassentür gerückt“, sagt sie erfreut.

Letzte Wünsche – im Hospiz sind das selten die ganz ausgefallenen Dinge, sondern manchmal Sachen, „die für einen Gesunden ganz selbstverständlich sind“,

sagt Klaus Spitzke, Pflegedienstleiter im Diakonie-Hospiz Volksdorf. Die Menschen, die im letzten Stadium einer unheilbaren Krankheit ins Hospiz kommen und hier Gäste genannt werden, „wollen noch einmal den Himmel sehen oder den eigenen Hund streicheln“, berichtet Spitzke. Und so ist es erlaubt, dass Besucher die Haustiere mitbringen.

Auch für den Blick in den Himmel ist gesorgt. Das Hospiz, das in der Nähe des Evangelischen Amalie-Sievekling-Krankenhauses liegt, hat 16 Zimmer, die ebenerdig liegen und jeweils eine kleine überdachte Terrasse besitzen. Auf ihr können Gäste an schönen Tagen ebenso verweilen wie in dem begrünten Innenhof, der durch die ihn umgebende Glasfront auch vom Flur aus zu sehen ist. Viel Licht und warme Farben prägen das Haus. Es gibt einen Raum der Stille und einen Gemein-

schaftsraum für Gäste und ihre Angehörigen. Sowie ein besonderes Badezimmer mit einer Wellness-Badewanne mit Klangwellenmassage und einer lichttherapeutischen Beleuchtung zur Schmerzlinderung und Entspannung. „Eine Frau hat sich während ihres Bades die DVD-Bilder ihres Maledivenurlaubs auf dem Monitor angeschaut und sich dorthin geträumt“, sagt Spitzke.

Auch auf besondere Essenswünsche der Gäste wird eingegangen, der häufigste ist ein großer Eisbecher mit Schlagsahne. Selbst außergewöhnliche Wünsche versucht der Pflegedienstleiter zu ermöglichen. „Eine Frau wollte noch einmal an den Hafen. Nachdem ich den Transport organisiert und ihr das mitgeteilt hatte, war es ihr gar nicht mehr so extrem wichtig“, sagt Spitzke. Auch das passiert. „Wir bemühen uns, dass unsere Therapien so

erfolgreich sind, dass umfangreich Lebensqualität gewonnen wird. Was das für sie bedeutet, bestimmen die Gäste selbst.“

Ein Stück weit ist es im Hospiz auch wie im ganz normalen Leben. Nicht jeder Wunsch lässt sich erfüllen, nicht jeder Lebensraum sich umsetzen. So wie bei Brigitte Soyka. Sie hätte gerne Chemie studiert, aber sie landete im Büro. In den Wirren des Zweiten Weltkriegs floh ihre Familie aus Ostpreußen, sie wurde von ihren Eltern getrennt, lebte zunächst bei Pflegeeltern in Husum. Dann fand sie ihre Eltern wieder, zog zu ihnen nach Baden-Württemberg, heiratete und lebte dort. Als die Ehe scheiterte, kam sie zurück in den Norden, arbeitete schließlich viele Jahre in der Verwaltung des Berufsbildungsförderungswerks in Hamburg.

Auf einiges hatte die kinderlose Frau in ihrem Leben verzichten müssen, anderes hatte sie sich gegönnt. Mit ihrem damaligen Ehemann ist sie viel gereist. „Wir führen einfach los, waren vier Wochen unterwegs, überall in Europa, es war herrlich“, erinnert sie sich. Mit einem neuen Partner machte sie wenig gute Erfahrungen. Aber jetzt hat sie mit ihrem Leben anscheinend ihren Frieden gemacht.

Momentan geht ihr nur eine konkrete Idee noch durch den Kopf: „Ich hätte so gerne einen Laptop, um meinen Nachlass zu regeln, ich habe immer alles auf meinem Computer gemacht, aber der alte wurde mir entwendet.“ Dies wird wohl ein unerfüllter Wunsch bleiben, denn sie hat für ein neues Gerät nicht das Geld und vielleicht auch nicht mehr die Zeit, um sich einzuarbeiten. Aber sie wirkt gelassen. „Vor dem Sterben“, sagt sie, „habe ich keine Angst.“



In diesem Wellness-Badezimmer im Diakonie-Hospiz Volksdorf können die Gäste entspannen, so gut es geht
Andreas Laible



Pastor Matthias Liberman nimmt ein Päckchen Sand mit auf die letzte Reise, denn „Sand hätte ich gern von Zeit zu Zeit an meinen Füßen“. Und einen Ersatzflügel, „falls ich im Jenseits mal Federn lassen muss“
Roland Magunia (8)

Ein Koffer für das Jenseits

Was Hamburger auf die **letzte Reise** mitnehmen würden, zeigte eine Ausstellung in der Winterhuder Heilandskirche



In seinen Koffer hat Harald Rösler (67), Leiter des Bezirksamts Hamburg-Nord, seine Lieblingsbücher und Erinnerungen an Reisen mit seiner Frau gepackt. Und die CD „The Concerts in China“ von Jean-Michel Jarre, „weil Peking und Shanghai uns fasziniert haben“

Wünsche reichen über die irdische Zeit hinaus. In ihnen spiegelt sich die Hoffnung auf das wider, was in Ewigkeit sein soll. Woody Allen wird der Gedanke zugeschrieben, dass er zwar nicht wisse, wie das Jenseits aussehe, er aber lieber einmal Unterwäsche zum Wechseln einpacke. Ein Wunsch mit einem Augenzwinkern, hat das letzte Hemd doch keine Taschen.

Ungeachtet dessen stellte der 2012 verstorbene Bestatter Fritz Roth sich und anderen die Frage, was sie in einen Koffer für die letzte Reise packen würden. Die Antworten hielt er in einer Ausstellung und einem Buch mit dem Titel „Einmal Jenseits und zurück“ eindrucksvoll fest.

In diesem Herbst griff Pastor Matthias Liberman von der Gemeinde Winterhude-Uhlenhorst die Idee auf. „Was ist im irdischen Leben so wichtig, dass es auch im Jenseits nicht darf?“ Diese Frage gab er an verschiedene Hamburger und bat sie, einen Koffer für die letzte Reise zu packen. Wie vielfältig die Ergebnisse in Hamburg waren, zeigte eine Ausstellung in der Heilandskirche. Eine kleine Auswahl der Koffer ist hier zu sehen. (Ann-Britt Petersen/Oliver Spies)



Auf dem Weg zu Gott hat sich Mediziner Hans Ramm für die mögliche Wartezeit am Fluss in der Unterwelt bestens gerüstet: mit einer edlen Flasche Rotwein, einem Goldstück für den Fährmann und einem guten Buch. Ist er bei Gott, braucht er „das alles nicht mehr“



Christoph Ploß (31), Historiker und Bundestagsabgeordneter, wählt nur ein Buch: Goethes „Faust“. „Das Werk, das die Facetten des Lebens widerspiegelt sowie das Dies- und Jenseits beleuchtet. Für mich eines der schönsten Werke in der Geschichte der Menschheit“



Als Hospizfachfrau und Krankenschwester ist Marina Schmidt (53) seit 20 Jahren auch beruflich mit dem „Werden und Vergehen“ befasst. Sie entschied sich für einen leeren Koffer. „Ich komme mit leeren Händen auf diese Welt und verlasse sie ebenso.“



Helga Berger (62), Ehrenamtliche im ambulanten Hospiz, hat versammelt, was ihr lieb und teuer ist, wie ein Foto von ihren zwei Töchtern, Blumen, Obst, einen Schutzensel und ein Fahrrad. Auf das ist sie real angewiesen, denn sie lebt bewusst autofrei in Hamburg



Zwei Dinge sind für Hauptpastorin und Pröpstin Astrid Kleist besonders wichtig: die 7. Strophe aus Martin Luthers Lied „Nun freut euch, lieben Christen g'mein“ und „zwei Beutel guten Yorkshire-Tees“, denn, so schreibt sie dazu: „Wer weiß, wen man trifft.“



Pröpstin Astrid Kleist über Werbung, Einsamkeit und Versöhnung **nicht nur zur Weihnachtszeit**

Quer gedacht

Alle Jahre wieder freue ich mich auf die Werbung in der Weihnachtszeit. Manche kommen wie Predigten daher. Zum Beispiel der Spot einer Supermarktkette, der Millionen von Clicks erfuhr: In ihm schockt ein einsamer alter Mann seine Kinder, von denen keines ihn zum Fest besuchen will, indem er ihnen eine Traueranzeige von sich schickt. Von der Nachricht aufgestört, stehen sie dann doch alle vor seiner Tür und staunen über den Totgegläubten an der gedeckten Festtafel. Vor Weihnachten sind wir für herzerwärmende Geschichten zu haben und offen für nachdenklich stimmende Botschaften.

In diesem Jahr hat wieder eine Supermarktkette einen Spot gewagt: Eine Frau kämpft sich durch Schnee und Eis, über Seen und Berge, um sich mit der Tochter zu versöhnen. Man glaubt, der Weg ist unendlich weit, und sieht am Schluss, dass die Häuser nebeneinander stehen. Der Slogan dazu? „Weihnachten. Zeit, sich zu versöhnen.“ Ein Satz, der nun über die Stadt verteilt plakatiert ist. Er trifft eine Sehnsucht, einen empfindlichen Nerv. Um das Weihnachtsfest herum wird oft spürbar, dass im eigenen Leben nicht alles Friede und Freude ist. Da ist nicht nur Harmonie, sondern mit einigen liegen wir über Kreuz. Mag es im Alltag möglich sein, dies zu ignorieren – schon bei der Vorbereitung auf das Fest wird bewusst, wie dünn das Eis ist, auf dem man sich bewegt. „Zeit, sich zu versöhnen“ – das ist schön gesagt und richtig. Der Satz weckt allerdings auch Erwartungen, an denen man leicht scheitern kann. Versöhnung lässt sich nicht verordnen! Sie braucht Vertrauen, Geduld, Begegnung, mitunter auch Humor, wie im Fall des einsamen Vaters, oder Anstrengung für eigentlich Naheliegendes, wie im Beispiel der Frau.

Ein Patentrezept, um Brücken über echte Gräben zu schlagen, gibt es nicht. Vielleicht aber ist ein erster Schritt, mir bewusst zu werden, mit wem ich mich versöhnen will. Und ein zweiter, nicht zu viel zu erwarten. Versöhnung braucht langsame Annäherung, viele Schritte. Möglicherweise kann einer von ihnen tatsächlich zu Weihnachten geschehen.



Astrid Kleist

ENTDECKT

Zum Teilnehmen: Abendandachten zum Advent im Kleinen Michel

Von dem Jesuitenpater Alfred Delp stammt das Wort: „Der Advent ist eine Zeit der Erschütterung, in der der Mensch wach werden soll zu sich selbst.“ Unter dieses Leitwort sind zwei Abendandachten in der katholischen Kirche St. Ansgar/Kleiner Michel gestellt. Sie wollen den Advent als Sehnsuchtszeit ausloten und suchen „im Spiegel seiner Symbolik die Glut unserer Sehnsucht neu zu entfachen“. Die Andachten leitet der Hamburger Jesuit Jan Roser.

St. Ansgar/Kleiner Michel, Michaelisstraße 5, Hamburg-Neustadt, 14. und 21. 12., jeweils um 18.30 Uhr



EMPFOHLEN

Zum Mitmachen: vielfältige Angebote für die ganze Familie

Ob Babymassage oder Babysitterführerschein, Beratung bei Erziehungsfragen oder kreatives Gestalten, ob Bewegung oder Ausflüge – im neuen Programm der Evangelischen Familienbildung ist für jeden etwas dabei. Die Angebote richten sich nicht nur an werdende Eltern oder Familien mit kleinen Kindern, sondern auch an Jugendliche bis hin zu den Großeltern. Über das ganze Stadtgebiet verteilt gibt es Standorte, an denen Bildung, Beratung, Begleitung und Begegnung möglich sind. Die kostengünstigen Angebote sind offen für alle. Auch Projekte wie „welcome“ für Hilfen nach der Geburt oder die Müttergenesung finden sich unter dem Dach der Evangelischen Familienbildung wieder. Das Programm für 2018 ist soeben erschienen.

Weitere Informationen unter: www.fbs-hamburg.de



Jurjen Donkers, Marco Tomasin, Ev. Familienbildung, G2 Baraniak

AUSGESUCHT

Zum Hingehen: Auftaktkonzert zum Weltgebetstag führt nach Südamerika

Zum Auftakt des Weltgebetstags am 2. März tritt die Jazzsängerin Denise Jannah am 26.1.2018 mit ihrer Band in der Hauptkirche St. Petri auf. Auf Einladung der Hamburger Kirchenkreise, des Erzbistums Hamburg, der Evangelischen Brüder-Unität sowie des evangelischen Frauenwerks können sich die Besucher mit den Klängen der aus Surinam stammenden Sängerin auf das südamerikanische Land einstimmen, das im Mittelpunkt des diesjährigen Weltgebetstags steht.

Die Republik Surinam, an der Karibikküste gelegen, ist erst seit 1975 eigenständig. In der ehemaligen niederländischen Kolonie stehen Kirche, Hindutempel, Moschee und Synagoge nebeneinander. Eine Vielfalt, wie sie auch bei den Themen des Weltgebetstags, der weltweiten Basisbewegung christlicher Frauen, zu finden ist. Bis zum März finden in vielen Gemeinden Workshops zur Vorbereitung statt.

26.1., 19 Uhr, Hauptkirche St. Petri, Eintritt frei, Spenden erbeten. Infos unter: www.weltgebetstag.de

GESEHEN

Zum Weiterlesen: Themenheft der psychologischen Beratung im Erzbistum Hamburg zum Umgang mit Entscheidungen

„Seelen-Tide“ heißt das Journal für psychologische Beratung im Erzbistum Hamburg. Die neue Ausgabe ist dem Thema „Meer der Möglichkeiten – Entscheidungsgeschichten“ gewidmet. Das 20-seitige Heft thematisiert, was wichtig ist, wenn in Krisensituationen Entscheidungen getroffen werden müssen. Weiter gibt es Hinweise, wie man im Nachhinein mit einer „schlechten“ Entscheidung umgehen kann und wie Entscheidungsprozesse in der Beratungsarbeit angegangen werden. Das Journal ist kostenlos erhältlich. Im Erzbistum Hamburg gibt es neun Beratungsstellen für Ehe-, Familien- und Lebensfragen. Außerdem besteht das Angebot der Onlineberatung.

Bezug: Katholische Presse- und Informationsstelle des Erzbistums Hamburg, T. 24 87 74 69, im Internet unter: www.ehe-familien-lebensberatung.info



:: Schlüsselbegriffe des christlichen Glaubens

Es darf wieder licht werden



Auch im Hamburger Rathaus leuchtet der wichernsche Adventskranz, mit einer Kerze für jeden Tag
Andreas Laible

Bei meinem siebenjährigen Sohn hat der Advent keine große Lobby. Er kann es vielmehr kaum erwarten, dass der Advent vorbei ist. Denn dann ist endlich Weihnachten! Ähnlich müssen schon im Jahr 1839 die Waisenkinder im Rauhen Haus in Hamburg getickt haben – anscheinend haben sie ihren Diakon Johann Hinrich Wichern permanent mit der Frage gelöchert, wie viele Tage es noch bis Heiligabend seien. Wie sonst soll Wichern auf die Idee gekommen sein, Kerzen auf einem hölzernen Wagenrad zu verteilen, für jeden Tag eine, vom ersten Adventssonntag an bis zum Heiligen Abend? Das war der erste Adventskranz.

Seitdem hat er sich von Hamburg aus in alle Welt verbreitet. Und auch wenn sich in Familien heute meist die abgessene Version mit nur vier Kerzen findet – im Hamburger Rathaus und im Deutschen Bundestag gibt es auch in diesem Jahr wieder einen typisch wichernschen Kranz mit je einer Kerze für jeden Tag. In diesem Jahr hat er 18 kleine für die Wochentage und vier dicke Kerzen für die Adventssonntage. Kürzer als in diesem Jahr kann der Advent nicht sein. Am vierten Advent ist schon Heiligabend.

Und doch gibt es besonders für Kinder einen echten Höhepunkt im Advent. In der Nacht vom 5. auf den 6. Dezember legt der Nikolaus freundlicherweise kleine Präsente in geputzte Stiefel. Vom historischen Nikolaus weiß man nicht viel Gesichertes – nur, dass er im 4. Jahrhundert Bischof von Myra in der heutigen Türkei war. Als Sohn reicher Eltern soll er sein Erbe an die Armen verteilt haben. Le-

Erbsünde, Sakrament oder auch Jungfrauengeburt – was bedeuten diese Wörter, und wer versteht sie heute noch? In dieser Folge erklärt Iris Macke den **Advent**

genden erzählen, dass er dem Henker das Schwert aus der Hand riss und Todgeweihte rettete. Goldklumpen soll er heimlich aufs Fensterbrett gelegt und so Mädchen vor der Prostitution bewahrt haben. Eine hungernde Stadt versorgte er mit Korn und drei gemeuchelte und eingepökelte Knaben machte er angeblich wieder lebendig. Weil er zu Lebzeiten so vielen half, wurde Nikolaus nach seinem Tod zum „Volksheiligen“: Seefahrer, Kaufleute, Kinder und sogar Schlachter wählten ihn zu ihrem Patron. Ab dem zehnten Jahrhundert tauchte er als heimlicher Gabenbringer in rotem Bischofsmantel mit Mitra und Hirtenstab auf, sodass bis zur Reformation der Nikolaustag und nicht das Weihnachtsfest Tag der Bescherung war. Erst Martin Luther führte wegen seiner kritischen Haltung gegenüber der Heiligenverehrung das am 24. Dezember schenkende Christkind ein.

Die Phase der Totengedenktage ist vorüber, es darf wieder licht werden

Für die Erwachsenen hingegen ging es im Advent seit jeher eher still zu. „Adventus“ bedeutete schon im Römischen Reich die Ankunft eines Herrschers. Die Adventszeit galt dementsprechend als Buß- und Fastenzeit, in der sich Christen auf die Ankunft Gottes vorbereiteten. In dieser Zeit durfte nicht öffentlich getanzt oder gefeiert werden. In den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt dauerte diese Fastenzeit – wie auch die vor Os-

tern – 40 Tage und begann bereits Mitte November. Im sechsten Jahrhundert wurde dann erstmals die Zahl der vier Adventssonntage festgesetzt. Anders ist es in den orthodoxen Kirchen, noch heute beginnt die Fastenzeit zur Vorbereitung auf Weihnachten schon am 15. November.

Vor 100 Jahren strich die katholische Kirche das Gebot des Adventsfastens aus ihrem Kirchenrecht. Und trotzdem ist spürbar, dass viele Erwachsene den Advent als eine besondere Zeit wahrnehmen. Bei manchen werden in dieser Zeit Kindheitserinnerungen wach. Es ist die Zeit der Traditionen, Rituale und des geerbten Adventsschmucks. Denn selbst wenn Lichterglanz und Sternendeko die Kitschgrenze oft überschreiten, erzählen sie vom Traum von einer anderen Welt. Dass dieser Traum sich nicht in einer beschaulichen Stimmung erschöpft, machen viele Adventslieder deutlich. „O Heiland, reiße die Himmel auf“ wurde unter dem Eindruck der Hexenprozesse während des Dreißigjährigen Kriegs geschrieben. Dort heißt es: „Wo bleibst du, Trost der ganzen Welt, darauf sie all ihr Hoffnung stellt? O komm, ach komm vom höchsten Saal, komm, tröste uns hier im Jammertal.“

Die erste Kerze am Adventskranz symbolisiert: Es beginnt etwas Neues. In den christlichen Kirchen fängt mit dem ersten Advent das neue Kirchenjahr an. Die Zeit der Totengedenktage ist vorüber, es darf wieder licht werden. Nicht mit

einem Paukenschlag, sondern zunächst ganz zart. Über die Wochen hinweg erhellten dann immer mehr Kerzen die Dunkelheit, bis am Heiligen Abend alles im Kerzenschein erstrahlte.

Der Advent lässt Christen Raum, sich auf den Zyklus des beginnenden Kirchenjahres einzustimmen. Und es hat seinen guten Sinn, dass das Kirchenjahr ein sich immer wiederholender Kreislauf ist. Wo immer so ein Kreislauf bewusst wahrgenommen wird – der Wechsel von Ebbe und Flut, von Jahreszeiten, von Saat und Ernte und eben auch von Kirchenjahresfesten –, vermag das dem gestressten Bewusstsein Halt zu geben in einer scheinbar unerbittlich verstreichenden Zeit. Das Warten im Advent kann unsere Wahrnehmung für das schärfen, was kommt. Denn wir warten ja nicht in dem heute so ungeliebten Sinn der Zeitverschwendung. Wir erwarten vielmehr etwas, nämlich Weihnachten – das Fest und dass Gott auf die Erde kommt.

Dass immer mehr Menschen den Advent als eine besondere Zeit erleben, zeigt auch die jährlich größer werdende Aktion „Der Andere Advent“ des ökumenischen Vereins Andere Zeiten. Mittlerweile nehmen rund zwei Millionen Menschen daran teil. Sie lesen den „Anderen Advent“, einen besonderen Adventskalender, der mit einer vielfältigen Text- und Bildmischung täglich meditative Impulse für die Advents- und Weihnachtszeit gibt. Offensichtlich steigt das Bedürfnis, den tieferen Sinn der Wochen vor Weihnachten bewusst zu erleben und sich auch in meist eiligen Zeiten auf die Suche zu begeben nach ein wenig heiliger Zeit.

Die Autorin ist Redakteurin bei „Andere Zeiten – Initiativen zum Kirchenjahr“, www.anderezeiten.de



Illustration: Hannes Neubauer; Fotos: picture alliance (3), Pascal Töpfer, Marcelo Hernandez, Kirchenkreis HH, Erzbistum HH, Caritas HH

Hauptsache, es kommt von Herzen

Was passt zum Nachbarn, zur besten Freundin oder dem Ehemann? Acht bekannte Hamburger geben **besondere Geschenketipps**



Alexander Röder, Michel-Hauptpastor: „Was wäre ein Fest ohne festliches Essen? Großen Spaß macht

es, gemeinsam zu kochen. Der Geschenk-vorschlag **für meine beste Freundin** ist ein persönliches Kochbuch mit meinen meistgeschätzten Rezepten, mit der Hand geschrieben und mit selbst aufgenommenen Fotos von der Zubereitung der Speisen und dem Ergebnis – um Lust auf das Kochen zu machen.“



Ein schönes Geschenk für die Eltern von Erzbischof Stefan Heße: „Als einziger Sohn meiner

Eltern lebe ich weit von ihnen entfernt. Ich bin froh, dass meine Eltern noch so mobil sind, dass sie zu Weihnachten zu mir nach Hamburg kommen. Deswegen will ich diese wertvolle Zeit mit ihnen teilen. Bei dieser Gelegenheit wollen wir miteinander eines der Musicals in Hamburg besuchen.“



Pastor Robert Zeidler von der Jugendkirche hat einen Tipp für **Jugendliche:**

„Überlegen Sie, was für Musik der junge Mensch gerade hört. Suchen Sie ein Konzert mit Musik, das Ihnen beiden gefallen könnte. Suchen Sie nach kleinen Clubs statt großen Arenen. Kaufen Sie Karten. Genießen Sie den Abend. Sie haben wahrscheinlich ein Geschenk gemacht, das mehr wert ist als jede Unterhaltungselektronik.“



Propst Frie Bräsen aus Altona-Blankenese weiß, was **Kinder** mögen: „Vor vielen Jahren bekam

mein ältester Sohn ein Jahres-Abo der Zeitschrift ‚GEOMini‘ geschenkt, inzwischen lesen es die kleinen Geschwister. Jeden Monatsanfang wird das Heft mit Spannung erwartet: Tierwelt, Technik, Erdkunde, Suchbilder und vieles mehr. Das Heft eignet sich hervorragend zum Vorlesen und gemeinsamen Entdecken.“



Schulpfarrer Johannes Pricker: „Als **Wichtelgeschenk** halte ich ein kleines Herz aus Holz und

Metall in den Händen. Die Skulptur ist für mich das Symbol für die Liebe und ein offenes Herz – das passt zu Weihnachten. Wir möchten, dass es stimmig sei auf der Welt und bei uns selbst. Dazu gehört, dass wir unser Herz füreinander öffnen, wie Gott es getan hat.“



Bischöfin Kirsten Fehrs beschenkt ihren Mann: „Zwei freie gemeinsame Tage, um an die Ostsee zu fahren –

das Geschenk fand mein Mann schon vorher einmal prima. Denn unsere gemeinsame Zeit ist leider sehr rar. Ein Wochenende zu zweit wäre für ihn die schönste Überraschung. Wohin es dieses Jahr gehen soll, verrate ich aber noch nicht.“



Birgit Müller ist Chefredakteurin des Magazins „Hinz&Kunzt“: „**Obdachlose** freuen sich immer

über ein Geschenk. Es heißt ja: Jemand denkt an mich. Ich verschenke Schals, Mützen oder Handschuhe. Begehrt sind Pullover und auch Jacken. Ich frage aber vorher nach. Sonst ist man selbst enttäuscht, wenn es nicht gebraucht wird. Schenken soll schließlich Spaß machen.“



Hermann Josef Thiel, Direktor Caritasverband für Hamburg e. V., beschenkt **den Nachbarn:** „Ich

lebe als gebürtiger Hamburger in Köln. Trotzdem gilt für mich: Nur der HSV! Ich würde meinem Nachbarn und FC-Köln-Fan einen gemeinsamen Besuch des Fußballspiels HSV-1. FC Köln am 20. Januar schenken. Denn geteiltes Leid ist halbes Leid. Das passt auch zu Caritas.“